

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 10 (1906)

**Artikel:** Marokkanische Erzählungen und Sittenbilder  
**Autor:** E.Z.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572995>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

weit. Jetzt aber, Kerkermeister, aufgeschlossen! Ich will ausfliegen, bevor ich in Gefahr komme, zum Krüppelmacher zu werden. Weiß Gott, es käme mir auf eine kleine Rauferei nicht an! Der Mensch ist ein armer Hund, kann ich dir sagen. Leb' wohl! Und wenn du gern guten Tabak magst, du kaufst ihn nirgends billiger als bei mir. Unterm Mohammed Ali Pascha hab' ich meinen Stand." \*

Als Hossain vor das Tor trat und die Gasse hinaufschauete, erblickte er eine schwarzgekleidete Frauengestalt im Schatten der Häuser; zwei Sklaven standen ehrerbietig in ihrer Nähe. Es war Afifah, die ihn noch einmal sehen wollte. Er aber wandte sich die Gasse hinunter dem Meere zu und verschwand bald darauf im Morgengrauen. Dann schloß der Kerkermeister das Tor, und die Gasse lag still und menschenleer wie zuvor.

## Marokkanische Erzählungen und Sittenbilder \*).

Mit einem Bildnis.

Nachdruck verboten.

In der Bucht, wo vor zwölf Jahrhunderten die Maurenmacht und mit ihr der Islam gelandet, zu dauernder Herrschaft über Spanien und zu Sieges- und Schrecksjügen tief ins Frankenreich bis ins Bodenseegebiet, in dieser selben historischen Bucht tagen heute die Gefänden der Europäer und suchen nach Wegen und Mitteln, das Maurenreich so glimpflich, als es geben will, zu liquidieren. Es ist zu stark zum Leben und sträubt sich nach Leibeskräften gegen das Sterben. Eine gewisse Resignation ist ihm dabei nicht abzusprechen, eine Resignation genügt zugleich mit Behagen und Unbehagen, wie sie bei einem Patienten denkbar ist, an dem sich ein halbes Dutzend unvertraute Ärzte zu schaffen machen, die mit loyalen und mit Quackalbermitteln einander gegenseitig schadlos machen, sodass sich das Opfer ab und zu geföhlt fühlt, aber auch ganz spannend unterhalten findet. Was dabei herauskommt oder vielmehr für wen am meisten dabei herauskommt, wissen bis jetzt nur die Zeitungsschreiber, auch die nicht alle. Ob Nordafrika, wie natürlich, den Romanen, die sich seit bald einem halben Jahrtausend abwechselnd damit abmühen, verbleiben oder zufallen wird, ob die Germanen sie auch da noch verbrängen — deutlich ist sowieso: ein Kapitel marokkanischer Geschichte ist zu Ende. Die Konferenz von Algieras wird der Ausgangspunkt für eine eingehendere Beeinflussung des Scherifenreichs. Mag es dem Namen nach ein noch so langes Leben fristen, was es bis gestern noch war, wird es nicht mehr sein: die letzte echte Reliquie des staatenbildenden Islam. Über ein Kurzes werden Eisenbahnen und Telefon die beiden Bücher von Grethe Auer über das gestrige Marocco zu einer kostbaren Urkunde gemacht haben. Grund genug, ihr zu danken!

"Marokkanische Erzählungen" heißt das eine, "Marokkanische Sittenbilder" das andere. Sie sind in Bern erschienen, im Verlag von A. Franke.

Grethe Auer hat es noch gesehen und erlebt, das Maurenland von gestern und das Maurenland von heute. Unter ihren Augen hat sie es anders werden sehen. Sie hat lange in Mazagan gelebt, über ihre Beobachtungsgabe weiß sie sich selbst aus. Ihre Kompetenz wird also außer Zweifel stehen.

"Erzählungen" nennt sie den Inhalt des einen und ersten Bandes, "Sittenbilder" den zweiten. Dies ist ein bescheidenes und vorsichtiges Unterscheiden und könnte zu der Vorstellung führen, die beiden Bände seien nach ihrer belletristischen Qualität auseinander zu halten. Das wäre ein Irrtum. Wenn sich die Erzählungen in der letzten, der "Geschichte von Youssef Ben Tarschin und der Königin Chadija", die den Lesern aus dem siebenten Jahrgang der "Schweiz" im Gedächtnis leben wird, zur allervornehmsten Höhe der feinen Düsselkunst erheben, so hat man doch erst dann, wenn man die

Studie „Yakut, die Sklavin“ gelesen hat, den Begriff von dem wunderbaren Können in psychologischem Eindringen, das jüngste Ethnographin und Dichterin auszeichnet, das ihrem Werk die hohe urkundliche Bedeutung gibt und in seiner Feinheit dann wieder den Belehrungswert beinahe über dem Kunstgenuss vergessen lässt.

Die Erzählungen sind nach glücklich gewählten, sprechenden Photographien illustriert, die unserm Vorstellungsvermögen bei der Lektüre unerlässliche Dienste leisten. So vergegenwärtigt uns gerade das erste Bild das bunte wimmelnde Leben zwischen den fensterarmen, massiven Häusermauern der Hauptstraße von Mazagan; wir lernen unsern arbeitschämen Freunden und Beter Uld Avaria oder leinesgleichen im Bildnis kennen, wir erhalten einen Blick auf und in die Hüttenwohnung, die Noalle des kleinen Mannes, einen Ausblick in das weite, weite Land, wir finden Zelte und Moscheen und werden in die elegante Ornamentik, diese vornehmsten Lieferstücher einer bedeutenden Zeit eingeführt. So ein Wandschrank in Holzmalererei, so ein Innenraum aus einem arabischen Herrenhaus, so ein Stadttor geben einem die ganz hohe Idee, die der Unterrichtete der Kunstsprache sich von der arabischen Ästhetik schon längst gemacht hat.

Die Geschichte von Youssef Ben Tarschin und der Königin Chadija, auf welche wir leider hier nicht mehr einzutreten haben, ist die einzige, die nicht dem aktuellen Marocco, sondern der Geschichte oder Sage entnommen und, allem Antheim nach, wesentlich Schöpfung unserer Dichterin ist. Alle andern machen den Eindruck, als seien sie weniger komponiert, vielmehr den Tatsachen nachzählt. Maurisch Land und maurisches Leben, Liebe, Weisheit, Recht und Brauch, Handel und Wandel entstehen da vor uns in einer Wirklichkeit, daß wir mitfühlen und schauen, daß wir mitzutrauern, mitzulachen, mitzulügen, mitzufaulzen, mitzurütteln manchmal und wohl auch mitzuprozelieren meinen. Wir haben vorher nie geahnt, welchen Reiz es hat, so ganz einzudringen in die Seele eines uns eben doch so unerwartet fremden Menschenstums, und wenn uns der Reiz so neu ist, so liegt es ja gewiß nicht am Fehlen des genügenden ethnologischen Interesses, sondern am Fehlen des kundigen Führers. J. B. Widmann hat von diesen Erzählungen gesagt, daß ihm noch in keinem Buche ethnographischer Belletristik seit Gobineau's "Asiatischen Novellen" das tiefe und verständnisvolle Eindringen des europäischen Geistes des Verfassers in den eines exotischen Volkes so aufgefallen und so vollkommen erschienen. Das kann nicht anders gesagt, kann eben nur wiederholt werden. Wir haben es mit einem Meisterwerk auf seinem Gebiet zu tun; daß es von einer Schweizerin ist, mag eine äußere Sache sein. Wir freuen uns nichtsdestoweniger, die schöne exotische Blume als Zugewandte unserer Heimatkunst aufzählen zu dürfen.

Es sind ihrer im ganzen vier Erzählungen, die der Gegenwart entstammen. "Glofris Erbe" zeigt uns, daß es doch



Grethe Auer (Phot. Emil Vollenweider, Bern).

\*) Es ist hier die geeignete Stelle, durch diesen Aufsatz über Grethe Auer unsere Besprechung schweizerischer Literatur ergänzend zu unterbrechen.

M. W.

seine versöhnende Seite hätte, wenn die stolze Scherifenmajestät ihren Bereich allmählich europäischen Verwaltungsauffassungen und -normen öffnen müßte. Die traurige Unsicherheit, die auf allem Leben und Gut drückt, die einem marokkanischen Amtsmachthaber schullos preisgegeben sind, müßte uns im Innersten empören, wenn uns nicht die elende Unmännlichkeit der Opfer beinahe ebenso tiefe Verachtung einflößte, daß das Mitleid im Aufkommen beinahe verloren geht. Diesen Menschen, das sehen wir, kann nur ein Fremder helfen, ein anderer Herr. Was nun das Eigentümliche ist: der tragische oder tragödische Vorgang und das rechts- und sittengeschichtliche Interesse würden immer mit Teilnahme und Aufmerksamkeit verfolgt werden, aber an sich niemals genügen, den Leier so zu fesseln, wie es der Fall ist. Man hat seine Spannung und sein Gaudium an den Raffiniertheiten wie nur je an irgend einem der unsterblichen Lügengewebe gefunden, mit denen der göttliche Dulder Odyssäus zu prunken gewußt hat. So bleibt es also bedenklich wahr: man läßt sich schon gern ein Stücklein Schlechtigkeit gefallen, wenn es nur eine tüchtige Geistesübung gewährt — und nicht zu nah an der eigenen Haut gehebt. War es unserm arabischen Bruder, dem Grieden, ein geliebter Sport, derlei zu hegeln und zu hecken, des Semiten Genüffähigkeit in diesen Dingen scheint er kaum erreicht zu haben.

So unerträglich dieser Rechts- oder vielmehr Unrechts-handel bei dem allem bleibt, so ergreifend schön ist die „Geschichte von der schönen Chadaifa und ihren drei Männern“. Auch hier ist die Handlung ein Kampf ums Recht. Hier aber ist es eine schöne junge Witwe, die mit allen untergrundlichen Hilfsquellen eines feinen Weiberkopfes mit den Mächtigen der Erde und den Eisenarmen des Gesetzes ringt, um ihrem Kind sein Vatererbe zu retten. Die Spannung ist hier noch größer, schon um der schönen Helden willen. Heroisch mehr, als humoristisch geht es da zu; aber an herrlich lustigen Dingen fehlt es auch nicht. Am Ende aller Enden muß die Tapfere dann wohl kapitulieren; aber noch im Unterliegen trägt sie den Sieg davon, auf den es ihr ankommt, den Sieg für ihr Kind. So glauben wir's mit ihr. Und damit ist ihr und uns genug gelehrt.

Mitten in die Darstellung all dieser psychologischen Lieblichkeiten weiß nun unsere Autorin allgemeine Früchte ihrer Beobachtung und Erfahrung charakteristisch einzufügen:

„Die junge Witwe saß und saß. Das Dilemma war groß. Sie brauchte einen Mann, der sie vor dem Kaid schützte: das stand fest; aber sie wollte keinen Mann, der über ihr Hab und Gut disponieren könnte: das stand auch fest. Die beiden Forderungen ließen nebeneinander her, wie zwei parallele Linien, die sich nie begegnen können. Aber Frauen sind noch über ganz andere Dinge weggeschüpft als über die Regeln der Geometrie, und nach und nach reiste in Chadaifa's schönem Köpfchen ein Kriegsplan, wie er eines arabischen Sinnes würdig ist. Wenn ein Araber eine Mauer baut, so fängt er gewöhnlich ohne Richtschnur und Winkelmaß an. Sieht er im Verlauf der Arbeit, daß er zuviel nach rechts herauskommt, so schwenkt er gernlich mit seiner Mauer nach links ein, und gerät er in der Folge zu weit in dieser Richtung, so kehrt er ohne Bedenken auf die erste Spur zurück. Wenn er dann schließlich mit dem Ende der Mauer da anlangt, wo er anzulangen vorbatte, so ist alles gut, und der Araber wird die Mauer ganz ernsthaft eine gerade nennen. Arabische Moral und Logik aber stehen ganz auf dem Niveau arabischer Baukunst. — Also: Chadaifa schmiedete einen Kriegsplan gegen die Gesetze der Parallele. Einen Mann mußte sie haben, der die Pflichten des Ehegatten ausübte, ohne in seine Rechte zu treten. Sollte das nicht zu erreichen sein?“

Die Erzählung hat früher einmal im Sonntagsblatt des „Bund“ gestanden. Schreiber dieser Zeilen erhielt eines Tages im Ausland um irgend einer Einzelheit willen die Nummer zugeleuchtet, die gerade den Anfang der Geschichte an ihrer Spitze führte. Die Spannung ließ ihm keine Ruhe. Das Problem der schönen Chadaifa verließ ihn nie und nimmer. Da gab es kein Gedulden. Es gab nichts anderes, als sich die Folge kommen lassen. Es lieke ihn anders wohl heute noch nicht schlafen. Wo das Geieb und seine Träger sowiel Eisenarme sind, wie muß es dann erst Verwicklungen geben, wenn Moslem und Juden und Protegierte u. s. w. einander ins Getriebe kommen. Da wären die traurigen Erfahrungen einer schönen Südbüdin zu berichten. Sie verdienen auch ihre Zuhörer. Das Lied vom Fluch der Schönheit wird nie zur letzten Strophe kommen, und

nicht das von der Schönheit der Sünde. Vom Fluch der Hässlichkeit ist viel weniger die Rede. Er lastet doch jedenfalls auch schwer auf den Seinen.

Den liebenswürdigen Taugenichts Uld Albaria haben wir schon genannt. Die Entstehung seines zweifrauligen Haushalts wird manchen Europäer, den der unkundige Reid friszt, belehren, daß die Sache doch auch zwei Seiten hat und wohl überlegt sein will. Wie manche Frau hat Mühe, mit ihrem Manne auszukommen, wieviel schwieriger muß sie's haben, wenn er noch eine hat! Wir fügen nur noch bei, daß es nach dieser Erzählung auch arabische Chen gibt, wo dem Mann das Wirtschaftsgehen zu Zeiten verboten ist. Es gibt nämlich dort eine sehr einfache, natürliche, organische Grundlage der Autorität: daß dasjenige Glied der Ehe kommandiert, welches das Haus erhält oder wenigstens die Hauptfache leistet, und das ist auch im Mohrenland nicht immer der Mann — kommandiert, wenn es das stärkere ist — und das ist auch im Mohrenland nicht immer der Herr.

Soviel von den Erzählungen. Der andere Band lohnt das Verweilen nicht minder. Begegnen wir doch der Perle desselben hier zum ersten Mal.

Denn das ist doch wohl „Yakut, die Sklavin“. Grethe Auer schildert uns da, wie aus dem winzigen schwarzen Blümdelein einer jungsterbenden Negerklavin im vornehmnen Araberhaus ein schauendes, hörendes, fragendes Kind sich entwickelt, ein empfindendes liebendes Mädchen wird, dann die Sklavin-Frau des Herrn, dann Mutter, das Weib eines Freigelassenen in der Stadt, am Meer, wo es Europäer hat. Mit unerhörter liebevollster Intuition muß die weise Fremde sich in die Seele und Selschen dieser Kinder, in das Kleinen im kleinen Negergehen versenkt haben, um uns eine derartige zusammenhängende Wiedergabe seines Sinnen- und Gedankenlebens zu schenken. um uns den Begriff zu vermitteln, wie himmelweit verschieden von andern doch schon die Grundbedingungen sind, die das Sein und Wachsen dieses Geschöpfleins umgeben, wie ganz gefördert das Leben sie schon vom ersten Anfang an behandelt und formt, was es aus ihnen macht oder werden läßt und wie sie das Leben wahrnehmen und — inwieweit man so sagen kann — leben.

Nur eine Probe kann davon reden. So fängt die Geschichte an:

„Das bunte Nöcklein in Ben Dris' großem Frauenhause trug die kleine Negerin Yakut. Das bedeutete, daß Ben Dris Yakut sieb hatte. Und wer hat Yakut zu jener Zeit geschenkt und nicht sieb gehabt? — Yakuts Vater war ein schöner stolzer Draui (Neger vom südlichen Atlas) von ebenholzschwarzer Farbe gewesen, ihre Mutter eine Susnegerin; Ben Dris hatte sie laut dem eben geborenen Säugling auf dem Städtenmarkt zu Marrakech gekauft. Kaum ein halbes Jahr darnach war sie an einem aluten Lungentleiden gestorben, wie solches verweichlichten Wüstekindern diesseits des Atlas wohl gefährlich werden mag. Über Yakut war deshalb nicht mutterlos aufgewachsen; vielmehr besaß sie nun ein ganzes Haus voll von Müttern, deren jede den Liebling des Gebüters mit mehr als nötiger Sorgfalt umgab. Denn es gibt kein Volk, das so kinderlieb wäre wie die Araber, bei denen der Begriff solch eines kleinen Wesens sich nicht mit dem Begriffe vermeckter Aussagen deckt. Und Yakut empfing Liebe von einem halben Dutzend mütterlicher Seelen und teilte die nährende Brust der Herrin Kiltoma mit dem jüngsten ihrer eigenen Kinder. — Nun reichte sie Ben Dris bis ans Knie oder um ein wenig höher hinauf. Saß Ben Dris auf seiner teppichbelagten Matratze beim Mahl und stand Yakut neben ihm, so konnte sie ihr Köpfchen gerade an seine Schulter legen. Das tat sie aber nur, wenn Ben Dris selber dies kleine, krause, rabschwarze Köpfchen mit seiner großen rostigen Hand an sich drückte, und dann tat sie es mit einem wunderlich ernsten Ausdrucke in ihrem dunklen Gesichtchen, nicht als empfinge sie eine Liebkosung, sondern als erfülle sie eine Pflicht. Denn alles, was von Ben Dris kam, war für ihr winziges dreijähriges Negergebrüder zwingende Macht, auf die es unbewußt reagierte, nicht wie etwa das Gehirn eines Häschens oder Hündchens, sondern weit dunkler als ein solches. So folgt vielleicht das Lämmchen den Rufen des bekannten Hirten, aber zittert unter seinen Liebkosungen, die es nicht als solche versteht, und entschlüpft freudig, wenn die gewaltige Hand es losläßt. Darum lachte die kleine Yakut auch nicht, wenn Ben Dris sie küßte, und weinte nicht, wenn er sie — manchmal nur, und dann

sehr milde — schlug. Denn es war ihr nicht wohl und nicht wehe dabei.

Ben Dris' Kinder tobten im mosaikgeplasterten Patio (Säulenhof) des Frauenhauses in lustigen Männchen aus verwaschener Musseline. Yakut stand still beiseite und spielte nicht mit. Denn sie trug kein flatternd Hemdchen, sondern einen langen Kaftan aus dunkelroter Seide, der bis an ihre braunen Patischüschen reichte. Auf der kleinen nackten Brust trug sie ein silbernes Amulett aus einer Kette von Glasperlen, an ihren Gelenken silberne Reiterscheiben, und in ihrem dicken Haare saß ein schwarzes Tuchläppchen festgebunden, auf dem mit weißen Glassperlen ein eisförmiges Zeichen gestickt war. Das sollte ein Auge darstellen und die Macht des bösen Blickes abwenden. Denn Yakut war kostbares Gut; sie würde auf dem Markte ihre baren fünfzig Duros gewertet haben, und es wäre schlimm gewesen, wenn ein Leid sie getroffen hätte.

Also Yakut spielte nicht mit, erstens, weil sie sich in ihrer steifen Pracht nicht gut bewegen konnte, und zweitens, weil sie schon ganz klar begriff, daß ein rotsiediger Kaftan ein Ding ist, mit dem man respektvoll umgeht. So erwuchs in der kleinen dunkeln Seele Selbstachtung aus der Achtung vor dem rotsiedigen Kaftan. Regte sich nicht vielleicht ein natürlich kindliches Gefühl in ihr, eine Schüchternheit nach frohen Spielen? Bebhüte, kleine Yakut! Wie kämen dir solche Gedanken? Warst du doch mit deinen drei Jahren schon ein ganz gewichtiges Perückchen im Haushalte des Ben Dris: du trugst ein kostbares Kleid und warst die Lieblingsklavin des Sidi!

Ben Dris' Kinder spielten barfuß im Hofe der Frauenwohnung. Sie hatten zwar Schuhe; aber sie trugen sie nicht. Wozu auch, da die hennahafirten Sohlen ihrer feintätiwierten Füßchen keinen andern Boden berührten als die glitzernden Emailleziegel der Zimmer und des Patios oder den glatten weißen Zement der Dachterrasse? Aber Yakut besaß und trug ein paar winzige Schühlein aus hellgrünem Leder mit Goldstickerei. Betrat sie das Frauengeschäft, so schlüpfte sie daraus und ließ sie an der Schwelle stehen; aber diese Schwelle war für sie nicht die Grenze ihrer Welt wie für die andern kleinen Mädchen des Hauses. Yakut durfte gleich den erwachsenen Sklavinnen frei in allen Räumen zirkulieren; sie durfte — klappe und klappe — mit ihren blitzenden Babuschen in die Prunkzimmer laufen, wo Ben Dris und die Männer Tee tranken und wo die ganz teuren europäischen Teppiche lagen, die alle Sklaven so sehr bewunderten; denn im Frauenhaus gab's nur einheimische Ware aus Rabat wie in allen andern Häusern der Stadt, und die Sklavinnen versicherten Yakut, daß das Fremde immer das Schönste sei. Sie durfte auch — treppauf, treppab! — bald in den weiten Hof hinunter, wo Ben Dris' großes graues Pferd stand, bald auf die Dachterrasse des Männerhauses hinauf, die nicht mit einer kletterhohen Mauer umgeben war wie die Terrasse der Frauenwohnung, sondern einen schönen Blick bot über eine gewaltige Stadt mit schneeweißen Zinnen, Kuppeln und Moscheetürmen und nach der andern Seite hin über einen breiten Fluß, gegen den das Haus steil und tief abfiel, und jenseits des Flusses noch weiter über eine hellgrüne schimmernde Ferne. Denn Yakut lebte in Asinur, und der schöne Fluß war die Morbia, und das Land drüben das wilde Stücka. Von diesen drei Dingen wußte aber Yakut nichts.

Einer hätte es ihr vielleicht sagen können: derselbe, der ihr gesagt hatte, daß die blaueweiße Kuppel da drüben zu einer Zaria oder Klosterschule gehörte und daß der Mann auf dem Moscheeturm es verkündete, wenn nach Allahs Willen die Sonne aufzugehen hätte; derselbe, der ihr gesagt hatte, daß die großen, weißen Vögel mit schwarzgezackten Schwingen, deren rote Beine im Fliegen so lang von ihrem Leibe herabbauerten wie die Enden von Kiltomps Quastengürtel und die langsam, langsam über dem Fluß kreisten, um sich endlich klappernd auf einem zerbrockelten Turmetchen der Stadtmauer niederzulassen — daß diese Vögel heilig und weise sind, Flehs (Gottesgelehrte) unter ihresgleichen; derselbe, der die zarten, schlanken Stämme, die jenseits des Flusses ihre gesiederten Kronen so klar und still gegen den blauen Hintergrund abzeichneten, Palmen nannte und der in den Fischen im Fluß, die sich im Bogen aus dem Wasser schnellten, daß man ihre silbernen Leiber im Sonnenschein blitzten sah, den Schebbel wieder erkannte, den Yakut

bisher nur in der roten Pfeffersauce als vielbegehrtes Gericht kennen gelernt hatte. Dieser Alleswissen — war Sidi Mohammed — Sidi, ich bitte ja nicht Mohammed schlechtweg: ihn so zu nennen, hätte selbst seine Mutter sich nicht erlaubt! — also Sidi Mohammed, der neunjährige Sohn des Ben Dris. Der lebte zwar auch in der Frauenwohnung; aber er durfte doch schon mit den Männern essen, und seine Welt hatte gar keine Schranken. Gar keine — denn die Straßen der Stadt und die Ufer des Flusses und die Boote der Fischer und die Granatpflanzungen vor der Stadt und überhaupt alles, was innerhalb der Mauern und außerhalb der Mauern bis an den blauen Rand der Welt hin lag, alles war Boden für seine Füße, für die Füße eines Mannes! Denn natürlich war Sidi Mohammed ein Mann. Er trug auch einen langen Kaftan; aber der seine war aus dunkelviolettert Tuche. Und darüber trug er eine Dschilabia (Obergewand) aus ganz feinem Wollgespinste, die hatte ein Kapuzchen für sein kahlgeschorenes Köpfchen mit der einzigen Locke. Wenn es kalt war, gab es über der weißen Dschilabia eine dicke aus schwarzem Tuche, die hatte auch ein Kapuzchen; aber das hing hinten hinab, und Si (Sidi, Herr) Mohammed steckte all seine kleinen Herrlichkeiten hinein: alte Konservebüchsen und abgebrannte Patronen, die er auf der Straße gefunden hatte, Orangen und Granatäpfel, ein Taschenmesser aus rotem Holz mit einer einzigen Klinge und eine Schachtel Zündhölzer. Sidi Mohammed hatte auch Babuschen; aber die waren doppelt so groß als die der Yakut und — wie alle Männerchuhe! — goldgelb. Auch hatte Si Mohammed eine rote Ledertasche an einem Bandelier aus dicken grünfeindenen Schnüren und einen feuerroten Fez mit einer langen, blauen Seidentrocke. Und einen silbernen Ringerring hatte er auch. Könnte noch jemand zweifeln, daß Sidi Mohammed ein Mann war? Wenn aber Yakut diesen Herrlichen, diesen Großen und Wissenden, dem sie oft auf der Männerterrasse begegnete, gefragt hätte, was das sei, was so leuchtend und weit da draußen vor ihr lag, so würde der Erhabene wohl geantwortet haben: „Das Blaue, nun, das ist der Fluß. Und das Weiße, das ist die Medina (Ausdruck für jede Stadt mit Moschee). Und das Grüne, nun, das ist einfach das Land.“ Und dabei wäre es geblieben . . . . .

Aber wenn ihr der Sohn des Herrn auch nichts Konkretes zu sagen hat, er ist doch derjenige, der sie bis an den Rand der Brüfung hebt, daß sie alles mehr und immer mehr sehen und schauen kann. Ihm verdankt sie so ihr Wissen, ihren Horizont. So spinnt sich eine rührend einfache und in ihrer dumpfen Tragik doppelt ergreifende Kindergeschichte und Kinderliebe ab. Das ist aber doch nur ein Teil von Yakuts Leben, das sich dann schließlich in einer für ihre Verhältnisse recht verföhnbenden Weise gewissermaßen individualisiert und sein gut Teile Humor und Weisheit sprühen und reisen läßt.

Alles in allem: mitamt ihrer ganzen Besonderheit ist die Geschichte von Yakut der Sklavin am Ende auch nicht bloß als edles Kuriosum aufzunehmen; sie könnte dem und jenem europäischen Menschenkind den Ausgangspunkt zum Rückblick und zum Lernen aus und an den eigenen Jugend führen. Es ist nicht leicht, die Tiefen alle, die diese Erzählung birgt, auszumessen, noch ihre Schätze auszuschöpfen. So ist denn keine Gefahr, daß wir bei diesem ausnehmend langen Verweilen dem Leser den Nahm von der Milch genommen hätten.

Eine Stelle darin, die wundervolle landschaftliche Schilderung, die einen heute nicht mehr vorhandenen Sumpf zum Gegenstand hat, führt uns zur Betonung der Kunst, mit der unsere Verfasserin auch dieses Gebiet meistert. Das erste Stück des Bandes ist ganz diesem Schildern gewidmet: Marokkanische Reisetage. Sie hat ihre Araber mit der europäischen Idee einer Bergtour nach einer der aussichtsreichen Höhen im Süden überrascht und erzählt uns nun den Verlauf der unverstandenen Expedition von Tag zu Tag. Es gehört jedenfalls Mut und Zähigkeit zu solcher Unternehmung. Wir verstehen aber auch, wie unwiderstehlich das locken und reizen mußte, einmal in die Landschaft hineinzutkommen, die ja gleich so vieles enthüllt, was sich von der großen Heerstraße, die hier die Küste bedeutet, schon längst zurückgezogen hat und mehr und mehr entfernt. Wie lange wird man in zwanzig Jahren südwärts wandern müssen, um echtes unverehrtes Land und Volk zu finden, wie sie hier noch begegnen!

(Schluß folgt).